

(Nachdruck verboten.)

191

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Nejd. Uebersetzt von Mathilde Mann.

„Du kommst gerade im rechten Augenblick,“ sagte Morten und fächelte mit zwei Behtronenscheinen. „Ich habe eben zwanzig Kronen vom Arbeiter bekommen, die können wir teilen. Das ist mein erstes Geld von der Seite, da kannst Du glauben, daß ich dreimal darauf gespuckt hab'!“

„Dann haben sie also doch den Weg zu Dir gefunden!“ rief Pelle erfreut aus.

Morten lachte: „Ich hatt' es satt, meine Arbeiten in der Zeitung nachgedruckt zu sehen, da man mich da ja doch nicht kennen wollte; so ging ich denn auf die Redaktion und machte sie aufmerksam auf den Paragraphen, der vom Nachdruck handelt. Du hatt'st das Gesicht sehen sollen, das sie aufsetzten! Zum Teufel auch, es ist kein Plaisir, sein Brot sozusagen von dem Elend zu verdienen! und noch peinlicher wird das, wenn man so hinterher noch seine sauren Schillinge erbetteln muß. Du kannst mir glauben, unter andern Verhältnissen täte ich es auch nicht, lieber wollt' ich hungern. Aber ich will mich auf alle Fälle nicht von meinen eigenen Parteigenossen ausaugen lassen! — Es ist übrigens lange her, seit Du hier warst.“

„Ich habe so viel zu tun gehabt. — Wie geht es Johanne?“ Das letzte sagte er in flüsterndem Ton.

„Augenblicklich nicht gut; sie hütet das Bett. — Sie fragt beständig nach Dir.“

„Ich bin in der letzten Zeit sehr beschäftigt gewesen! Leider ist es mir immer noch nicht gelungen, etwas über sie in Erfahrung zu bringen. Ist sie noch immer so unregierlich?“

„Wenn sie ihren Schlechten hat, läßt sie durchblicken, daß sie uns wohl auf die Spur helfen könnte, wenn sie nur wollte. Ich glaube, es macht ihr Spaß, uns zum Narren zu haben.“

„So raffiniert kann ein Kind doch nicht sein!“

„Sag' das nicht. Du mußt bedenken, daß sie kein Kind ist, sie hat zu fürchterliche Erfahrungen gemacht. Ich habe eigentlich den Eindruck, daß sie mich haßt und darauf sinnt, mir zu schaden. Du ahnst nicht, wie gebässig ihr Sinn sein kann: es ist, als wenn die Dünste von da unter her sich in ihr in lebendiges Gift verwandelt hätten. Kommt hier jemand, von denen sie weiß, daß ich sie gern hab', so sticht sie auf sie, sobald sie gegangen sind — sagt irgend etwas Giftiges, um mich zu verletzen. Du bist der einzige, den sie verschont, deswegen glaube ich, daß irgend ein geheimes Band zwischen Euch bestehen muß. Versuch' doch noch mal, ihr auf den Zahn zu fühlen.“

Sie gingen zu ihr hinein. Als sie die Tür öffneten, schlüpfte sie schnell unter das Deckbett, sie hatte an der Tür gefaßt. Sie tat so, als schlafe sie ganz fest. Morten ging wieder in sein Zimmer, um zu arbeiten und schloß hinter sich zu.

„Nun, Johanne,“ sagte Pelle und setzte sich auf den Rand ihres Bettes, „ich hab' einen Gruß für Dich. Kannst Du wohl raten von wem?“

„Von Großmutter!“ rief sie aus und richtete sich eifrig auf. Dann schämte sie sich, daß sie sich hatte überlisten lassen und kroch unter das Oberbett. Sie lag da und schielte mißtrauisch zu ihm auf, mit zusammengepreßten Lippen. In dem Blick und der Kopfhaltung war etwas, das gleichsam entschlummerte Erinnerungen in ihm wachrief, aber er konnte es nicht festhalten.

„Nein, nicht von Großmutter. — Wo ist die übrigens jetzt, ich möchte gern mit ihr reden. Könntest Du nicht mit mir zu ihr gehen, wenn Du erst wieder gesund bist?“

Sie lag da und betrachtete ihn mit schimmernden Augen und einem spöttischen Ausdruck. „Ja, das könnt' Dir wohl gefallen!“ erwiderte sie mit dem Refrain eines Gassenbauers.

„Sag mir jetzt, wo sie wohnt, Johanne,“ fuhr Pelle fort und nahm ihre magere Hand zwischen die seinen. „Dann bist Du ein gutes Mädchen.“

„Ja, des Nachts!“

Pelle runzelte die Stirn: „Du mußt sehr herzlos sein, wenn Du Deine alte Großmutter verlassen kannst und es ihr nicht einmal gönnst, daß andere ihr helfen. Ich bin überzeugt, sie sitzt irgendwo und leidet Not.“

Johanne sah ihn verbittert an. „Ich hab sie ausgeprügelt,“ rief sie feindselig aus.

Sie brach in ein Gelächter aus über Belles Ausdruck. „Nein, das hab ich denn doch nicht getan,“ sagte sie beruhigend, „ich hab ihr bloß den Stof weggenommen und ihre Brille versteckt, so daß sie nicht auf die Straße gehen und Sahne holen konnte. Da mußt sie mich denn hinschicken, und da trank ich all die Sahne aus und goß Wasser in den Topf. Sie konnt es nicht sehen, und da schimpft sie auf das Milchgeschäft, weil die mogelten.“

„Jetzt dachtest Du gewiß,“ sagte Pelle unsicher.

„Ich brach auch die Krumen aus dem Brot heraus und ließ sie die Kruste essen,“ fuhr Johanne fort und nickte.

„Hör' jetzt auf damit,“ sagte Pelle und strich ihr über die schweißbedeckte Stirn, „ich weiß ja, daß ich Dich verlegt habe.“

Sie schob wütend die Hand zur Seite. „Weißt Du, was ich wohl möchte?“ sagte sie plötzlich. „Ich wollt', daß Du mein Vater wärst!“

„Würde Dich das freuen?“

„Ja, denn wenn Du dann so recht krank und arm wärest, würde ich Dich gerade so behandeln, wie ich Großmutter behandelt habe.“ Sie lachte klanglos.

„Ich bin überzeugt, daß Du immer nur gut gegen Großmutter gewesen bist,“ sagte Pelle ernsthaft.

Sie sah ihn starr an, um zu sehen, ob er das wirklich auch so meinte. Dann wandte sie sich nach der Wand um. Er konnte es ihrem gekrümmten Körper ansehen, daß sie mit dem Weinen kämpfte, und versuchte, sie nach sich herumzudrehen. Aber sie machte sich steif.

„Ich will nicht mit Großmutter zusammen,“ flüsterte sie verbissen, „ich will nicht.“

„Aber Du hast sie ja doch lieb!“

„Nein, ich hab sie nicht lieb, ich kann sie gar nicht ausstehen! Sie hat zu der Nachbarin gesagt, ich wär' bloß im Wegel. Diese verdammte Göre wäre bloß schuld daran, daß sie nicht ins Stift kommen könnt, sagt sie, ich hab es selbst gehört. Und ich lief doch rum und bettete alles Essen für sie zusammen. Aber da lief ich weg,“ Sie stieß die Säke heraus und ballte das Laken krampfhaft zusammen; die Stimme war ganz heiser.

„Aber Du mußt mir doch erzählen, wo sie ist!“ sagte Pelle eindringlich. „Ich verspreche Dir auch, daß Du nicht zu ihr hin sollst, wenn Du es nicht selbst willst.“

Das Kind schwieg eigenfönnig, es glaubte nicht an Versprechungen.

„Ja, dann muß ich also zur Polizei gehen, um sie zu finden, gern tue ich das freilich nicht.“

„Nein, denn Du hast ja gefesselt!“ rief sie mit einem kurzen Lachen aus.

Es huschte ein gequälter Zug über Belles Gesicht.

„Bindest Du das so amüßant?“ fragte er und blinzelte mit den Augen. „Ich bin überzeugt, Großmutter hat nicht darüber gelacht.“

Johanne wendete sich halb um: „Nein, sie hat geweint! hatt' sie ja keinen, der uns Essen geben konnt', darum hat sie geweint.“

Es dämmerte ihm. „Wo seid Ihr beide eigentlich den Tag auf dem Gemeindeganger geblieben? Wir wollten doch zusammen essen?“ sagte er.

„Als sie Dich einsteckten? Ach, wir konnten Dich nicht finden, und da gingen wir ganz einfach nach Hause.“ Sie hatte ihr Gesicht ganz nach ihm umgewendet und lag da und betrachtete ihn mit ihren großen grauen Augen. Es war Hannes Blick, dahinter arbeitete dasselbe Staunen über das Dasein; aber hier war ein schreckliches Wissen hinzugesetzt. Auf einmal zuckte es in ihrem Gesicht; sie entdeckte, daß sie überlistet war und sah ihn mit einem stechenden Blick an.

„Ist es wahr, daß Du und Mutter Liebesleute gewesen seid?“ fragte sie plötzlich schadenfroh.

Belle errötele ein wenig. Die Frage überrumpelte ihn völlig. „Ich will Dir gern alles über Deine Mutter erzählen, wenn Du mir dann auch alles erzählen willst, was Du weißt,“ sagte er und sah sie aufrichtig an.

„Was willst Du denn wissen?“ Sie sprach in einem examinierenden Ton. „Willst Du über mich in den Zeitungen schreiben?“

„Liebes Kind, wir müssen doch Deine Großmutter finden. Es kann ja doch sein, daß sie Hunger leidet.“

„Ich glaube, sie ist im Altenheim,“ sagte das Kind leise. „Ich ging des Donnerstags dahin, wenn die Alten Erlaubnis bekamen, auszugehen und sich ein bißchen Kaffee zusammenzubetteln; und da hab' ich sie einmal gesehen.“

„Gingst Du denn nicht zu ihr hin?“

„Nein, ich mocht ihr Gemammer nicht länger mit anhören!“

Johanne war nicht mehr starr und trozig. Sie lag mit abgemagertem Gesicht da und antwortete — ein wenig widerwillig — auf Belles Fragen, während sie verlegen mit seinen Fingern spielte. Die knappen Antworten wurden für ihn zu einer zusammenhängenden traurigen Geschichte.

Die Witwe Johansen war nicht mehr viel wert, als die Arche erst abgebrannt war; sie fühlte sich überall so alt und hilflos, und als Belle eingesteckt wurde, brach sie ganz zusammen. Sie und die Kleine litten Not, und als Johanne merkte, daß sie im Wege war, lief sie weg, dahin, wo sie es gut haben konnte. Die Alte war ihr wohl auch im Wege gewesen; sie hatte daselbe leichtsinnige Traugemüt wie die Mutter, und nun sagte sie sich von allem los und lief dem Wunderbaren entgegen. Ein älterer Spielkamerad vergewaltigte sie und führte sie hinaus zu den Jungen Mäusen nach dem Holzlager. Dort führte sie ein Bagabundenleben, schlief häufig unter freiem Himmel und machte hin und wieder lange Finger, lernte aber bald, Geld auf eigene Faust zu verdienen. Wenn es kalt wurde, ging sie als Aufwasmädchen in die Wirtschaften oder verrichtete Laufmädchendienste für die Dirnen in der Daneborgstraße, wunderbarerweise entging sie immer der Polizei. In der ersten Zeit war sie ein paar Mal auf dem Wege zu der Großmutter zurück, kam aber nicht weiter als bis auf die Treppe; sie fürchtete sich vor Strafe und konnte es auch nicht aushalten, dazusitzen und die wimmernden Klagen der Alten zu hören. Allmählich fand sie sich in ihrer neuen Lebensweise zurecht und empfand kein Bedürfnis mehr, aus diesen Zuständen herauszukommen, wahrscheinlich, weil sie anfang, sich dem Trunk zu ergeben. Von Zeit zu Zeit schlich sie doch in das Altenheim und fing einen Schimmer von der Großmutter auf; sie konnte sich nicht erklären, warum sie das tat, und hielt an der Behauptung fest, daß sie sie nicht ausstehen könne. Die ungeredete Klage der Alten, daß sie ihr zur Last liege, hatte sich tief in das Gemüt des Kindes hineingefressen; im letzten Jahre hatte sie eine Zeitlang in einer Seemannskneipe unten im neuen Hafen bei einem Wirtschaftshalter Ellevy aufgewartet, bei demselben Bauernfänger, der Belle bei seiner ersten Ankunft in Kopenhagen das Fell über die Ohren gezogen hatte. Ellevy pflegte unkonfirmierte Mädchen zu adoptieren, um auf diese Weise das Gesetz zu umgehen und weibliche Bedienung für die Seeleute zu haben; sie pflegten nach Verlauf von ein oder zwei Jahren zu sterben; er ging immer mit einem schwarzen Flor um den Arm. Johanne sollte auch adoptiert werden, rannte aber rechtzeitig weg.

(Fortsetzung folgt.)

10]

Veine.

(Kochbuch verboten.)

Von Franz Heiß.

(Schluß.)

„Ja, krank!“ rief sie. „Fort! Fort von hier, ich bitte Dich! Schnell in eine Droschke!“

Aber wie? Nicht mehr bleich, feuerrot im Gesicht. Sie sah krampfhaft seinen Arm.

Sie stieß es mit dem Ausdruck lebhaften Schreckens hervor. Durch einen Zufall war sie am Büfett mit Paul zusammengetroffen. Sie lief fort — aber er verlor sie im dichtesten Gewühl nicht aus den Augen. Jetzt machte er sich zu ihr Bahn.

„Aha! Da haben wir auch ihren Zubehälter!“ schrie er Loret an.

Dieser erkannte auf den ersten Blick den Schwindler aus dem Wagnercoupé wieder. Das Blut stieg ihm zu Kopf.

„Schütze mich vor dem Kerl, Georg!“ flehte sie. „Er hat mich angefallen — verfolgt mich — ich kenne ihn nicht.“

„Was? Du kennst mich nicht, Du erbärmliche Straßenhure?“ Eine ganze Serie der ausserlesenen Schimpfworte, die ihm sein Abstrich reichlich eingab, hagelte auf sie nieder.

„Du fenst mich nicht? Wartel! Kennst Du vielleicht das noch?“

Und der ehemalige Mehrgeselle, der sie durch Brutalität wieder gewinnen wollte, verjagte ihr halb aus Wut, halb aus Berechnung eine schallende Ohrfeige.

Loret packte ihn bei der Brust.

„Sie erbärmlicher Feigling! Ich werde Sie lehren, meine Braut zu mißhandeln.“

Auch ein Drittel der Umstehenden nahm für Fégine Partei, während das zweite Drittel höhnisch zusah und sich amüsierte, das letzte aber seine tiefen Kenn-Prognostika unberührt fortsetzte.

Unter den neutralen Zuschauern war Maffereau. Aber es war keine wohlwollende Neutralität. Er freute sich, daß Loret eine drastische Bewahrung der Lehren zu erfahren schien, die er ihm vorher vergeblich gepredigt hatte.

„Braut!“ lachte der Industriemitter gellend. „Na, das kann eine nette Wirtschaft werden! Wissen Sie, meine Herrschaften (mannte er sich an die Umstehenden), woher sie ihre Aussteuer hat? Im Bon Marché hat sie alles zusammengekauft!“

Fégine erbleichte. Loret schrieb es ihrer Entrüstung zu.

„Was sagen Sie da, Sie elender Verleumder?“ Seine Stimme war halblaut vor Empörung. „Widerrufen Sie! Augenblicklich! Oder ich schlage Sie nieder!“

Der andere kniff die Lippen zusammen. Er war zum Aeußersten entschlossen. Das schöne Weib hatte in ihm eine rücksichtslose Begierde zurückerlassen. Er mußte sie wieder haben, so oder so. Und auch ausnützen wollte er sie. Er mußte diese tüchtige Person an sich fesseln, so oder so. Ein Jahrchen Gefängnis? Ohn! Nichts war geeigneter. Sie war dann von der Welt ausgestoßen, für immer nur auf ihn verwiesen, in seine Gewalt gegeben.

Sein Entschluß war gefaßt. Er winkte einen Schuhmann herbei, der an der Innenseite des Geländers stand.

„Verhaften Sie diese Person! Ich kann beweisen, daß sie den Bon Marché bestohlen hat!“ Der Schuhmann zauderte.

„Verhaften Sie diesen Lumpen!“ rief Loret außer sich. „Auf die Aussage eines solchen abgerissenen Lagenichts entsetzt man keine anständige Dame!“

„Schön! Verhaften Sie auch mich! Ich gehe mit!“ entgegnete Paul, in dessen Plan diese Wendung vorbedacht war. Auch konnte er wohl schon den Aufenthalt hinter Schloß und Riegel, so daß der Gedanke nicht viel Abschreckendes für ihn hatte.

„Hier der Beweis meiner Aussage! Kennen Sie vielleicht Ihrer „Braut“ Handschrift?“ wandte er sich an Loret, indem er ihm einen von ihr geschriebenen Brief zeigte.

„Her damit!“ stammelte Loret in tödlicher Spannung. „Ja, das — das — ist von ihr!“

Sie klammerte sich wankend an den Zaun. Der Gauner las laut und behaglich: „Mein süßer Paul! Ich habe den langen Rumänen satt. Drum komme ich zu dir zurück. Du wirst heute mit mir zufrieden sein, denn ich habe wieder eine jamaose Abrechnung gemacht, 500 Francs dabei profitiert — morgen können wir weiter spielen.“

„Diebin und Dirne!“ höhnte Loret — und schlug jetzt seinerseits das Weib ins Gesicht, in daselbe von leuchtenden Augen verklärte Gesicht, das er sich vor einer Viertelstunde innerlich ausgemalt hatte mit einem schwärmerischen Gefühl gärtlicher Dankbarkeit.

„So recht!“ applaudierte Maffereau. „Schade, daß sie einen Schleier vor hat!“ Unter der Züchtigung erhob sie frech die Stirn, die Loret vor Augenblicken noch mit einer Gloriole umwoben sah.

„Ich hätte auch für Sie einen schönen Namen, mein Herr! Er heißt Hehler!“ zischelte sie ihm zu. „Aber ich will nichts mehr mit Ihnen zu schaffen haben. Denn Sie sind mir zu sad. Lang genug hab' ich Sie ausgehalten. Komm', Paul, mein süßer Schatz!“ Sie hing sich in den Arm des Hochstaplers.

„Das ist ein Weiberkenner! Alle Achtung!“ brummte Maffereau.

Zwei Schutzleute gaben dem neu vereinten Paar als Krantsführer das Geleit zur Droschkenstation vor dem Eingang.

Loret starrte ihnen halb bewußtlos nach. Da klopfte ihm Maffereau auf die Schulter. Er räusperte sich vor Genugthuung. „Ist das nicht der junge Herr, der mir von seinem schönen Glauben an Ehrlichkeit vorredete? Nun, sind Sie jetzt bekehrt?“

„Lassen Sie mich! Gehen Sie Ihres Weges!“ fuhr Loret ihn an. Was brauchte ihn dieser schadenfrohe Narr noch mehr zu quälen? Hatte er doch mit seinen eigenen Gedanken schon genug zu tun.

Fégine würde ihn zwar nicht nachträglich als Hehler anzeigen. Sonst hätte sie's erst recht in der ersten Erregung laut gesagt, statt zu klütern. Und beweisen konnte sie ihm nichts. Aber, was hätte ihm viel daran gelegen! Alles war ihm gleichgültig nach diesem gemeinen Spiel mit seinem Vertrauen. Vor sich selbst war er nun doch einmal ein Hehler und ein Dieb dazu — hatte er nicht von dem Ertrag ihrer gestohlenen Gelder gelebt? Das Geld, mit

dem er in diesem Augenblick spielte — gestohlen! Wenn er gewinn — nur um so größer der gestohlene Betrag!

„Das Weib hätten Sie sich warm halten sollen!“ sagte der alte Jyniter. „Von der können Sie etwas lernen. Die beiden bringen's noch weit in der Welt, glauben Sie einem alten Praktikus!“

„Sehen Sie, die Pferde, die da herankommen, — so wird's gemacht! Hals über Kopf vorwärts, wer zum Ziel kommen will. Versuchen Sie's doch mal, werfen Sie sich dem Goldsuchs entgegen, der als erster herankommt — er wird sich keinen Augenblick beunruhigen, Sie über den Haufen zu treten!“

Lorel fuhr auf — sah das Nahen der Pferde mit plötzlichem Interesse — der Goldsuchs, von dem der Alte sprach, der Vorderste — das war ja Weine, sein Pferd! In zwei Minuten war er voraussichtlich Besitzer von zehntausend Franc, der Hälfte ihres gemeinschaftlichen Gewinnes.

Vertiens Mutter zupfte ihn am Ärmel.

„Das ist doch Ophir, der erste, nicht wahr? Ach! Sie müssen nämlich wissen — ich hab' auch noch den Louis von Ihnen auf den Ophir gesetzt.“

Und die arme Frau da neben ihm hatte also ihr letztes verloren. Withe mußte aufs Trottoir — pah, das zählte nicht! Eine mehr!

Weine kam näher und näher! Das schwebende Tier glänzte im Schein der vordringenden Sonne, als ob es aus eitel Gold gegossen wäre, als ob es Reichtum triefte. Und wirklich brachte es ihm ja Summen, die für ihr Schicksal waren! Aber die Augen des leuchtend vorgestreckten Kopfes gleichem und glockten so wahnsinnig-brutal, daß ihn eine unsinnige Wut ergriff gegen diese donnernden Hufe! Gegen sie sah er tausend Arme zitternd und mitleidlos aufgerichtet. Aber sie setzten zerstückelnd weg über die quer in die Bahn geworbenen Leiber.

Ein! Er wollte keinen Gewinn auf Kosten anderer, arbeitender Menschen!

„Warum so renitent? Sie ändern's doch nicht!“ flüsterte Massereau hinter ihm, als ob er ihm seine Gedanken von der Stirn läse.

Weine war jetzt nah. Ophir als Zweiter nicht allzuweit hinter drein.

„Weine! Weine!“ Rang das allgemeine frenetische Geschrei. „Bravo, Weine! Vorwärts!“

„Und es soll nicht gewinnen!“

In dieser fixen Idee befangen, ergriff Lorel mit beiden Fäusten die Querstange der Barriere — infolge von Massereaus Anwesenheit hatte man dort ehrerbietig einen kleinen Raum frei gelassen — ehe die Umstehenden Zeit fanden, ihn zurückzuhalten, schwang er sich über das Geländer mitten in die Bahn hinein, dem herantollenden Hengst entgegen.

Im selben Augenblick stürzte Weine auf ihn los.

Der Jockey, ein nervös zitternder Bauhüchler, versetzte ihm einen wütenden Schlag mit der Reitpeitsche quer übers Gesicht, um ihn auf die Seite zu bringen. Aber schon hatten sich die Vorderbeine des Pferdes in seine entgegengestreckten Arme verwickelt. Ein ungeheures Geschrei der Verwunderung, des Entsetzens, des Vergers über getäuschte, des Jubels über neu belebte Hoffnungen durchlief die Wiese und die Tribüne. Mit dem Jockey und dem vertwegenen Durchsturz stürzte das Pferd in einen wirren Klumpen blutiger Gliedmaßen zusammen.

Die nachfolgenden Tiere scheuten wiehernd, stampften und stolperten rückwärts, dann wieder vor.

Eine tiefe Schläfenwunde führte Lorels augenblicklichen Tod herbei. Schutleute rannten auf die Unglücksstätte.

Massereau warf eine Faust voll Louis über die Gruppe von Verstümmelungen. „Die richtige Leichenrede!“ sagte er.

Ophir war erster. Verties Mutter bekam also vom Pari mutuel eine große Summe ausbezahlt.

Die folgenden Rennen verliefen trotz des unliebamen Zwischenfalles ungestört.

Als der Platz sich leerte, ging Massereau noch einmal zurück, um sich die Blutspuren anzusehen, die der Sturz zurückgelassen hatte. Er interessierte sich für so etwas.

Am abendlich bleichen Himmel beleuchtete der Sonnennutergang ein zerfließendes Wolkenbüschel hellgrünlich. Der Alte war jetzt allein auf der grün-schwarzen Kohlenerde des Terrains. Nur ganz hinten weit fuhr seine wartende Equipage auf und ab. Klein und träge, wie ein Rindkäfer. Der dunkle Boden war mit hellfarbigen Papierschnitzeln bedeckt. Billets, die verloren hatten und weggeworfen worden waren, manche zerissen. Ein starker Windstoß fuhr küdlich über diese öde Fläche und segte die am Boden verstreuten Papierschnitzeln vor sich her, wie dürres Laub.

Der Alte setzte sich unter eine mächtige Eiche mit kraus gesenkten Ästen auf die Erde und schaute dem tollen Tanz der bunten Lappen zu. Die schlagen Purzelbäume, sprangen, rollten, raschelten hintereinander her, übereinander weg, als suchten sie sich gegenseitig zuzurufen, sich beiseite zu stoßen. Jetzt hob sich ein großer gelber Bettel hoch über die andern. „Ein Millionär!“ sagte der einsame Alte laut vor sich hin. „Und patz! da liegt er doch wieder platt im Dreck. Was überhaftet sich nicht alles in dieser wilden Jagd! Jeder Fehlen eine Villa, ein schönes Weib, ein Titel. Und

all die Fehlen vom Zufall gehoben und niedergeworfen. Weg mit Dir, schales Zeug!“

Und er warf die letzten Goldstücke, die er bei sich hatte, in die wirbelnden Schnitzel — —

Das Ei der Dame mit dem weißen Schleier.

Wir nehmen gewöhnlich an, der süße Honigsaft der Blüten sondere sich in den Pflanzen ab, um mit diesem Mittel Insekten anzulocken, die dann die Befruchtungsbewerter zwischen verschiedenen Blüten spielen. Einen ähnlichen „Zweck“ können wir auch bei verschiedenen Pilzen finden. Junge Wehrchen im blühenden Roggenfeld scheiden den vom Landmann gefürchteten „Honigtau“ aus, eine sonderbar riechende Flüssigkeit, die den Wehren ein Aussehen gibt, als habe man sie mit Sirup verschmiert. Aber aus diesem süßlich schmedenden Schleim brechen bald jene schwarzvioletten Hörnchen, das gefürchtete Mutterkorn, das nicht nur das Getreide verwüstet, sondern auch für den Menschen ein äußerst gefährlicher Pilz ist. Im Mittelalter, als man diesen giftigen Gesellen (*Claviceps purpurea*) noch nicht in seiner bösartigen Wirkung kannte und aus Unberstand das verpilzte Korn mitmahlte, traten oft unter Tausenden gräßliche Vergiftungserscheinungen auf, die das Aussehen der davon Befallenen furchbar entstellte. Das „Antoniusfeuer“, wie man die Krankheit nannte, da man vergebens den hl. Antonius dagegen anrief, ließ vom Körper die Behen abfallen, die Finger, die Hände, die Nasen, welche Glieder alle vom inneren Brand des Pilzes verwüstet waren.

Wie der Mutterkornpilz sich durch die vom „Honigtau“ angelockten Insekten verbreiten läßt, so auch in gleicher Weise der *Itypallus impudicus*, die Stintmorchel unserer Wälder, die aus ihrem kleinen Glockenhütchen eine schmierige schmutzgrüne Flüssigkeit absondert, die begierig von den weither angelockten Nasenfliegen aufgesogen wird. Diese schleppen dafür wieder als Dienstleute des Pilzes dessen Sporen fort und müssen so für die Verbreitung seiner Nachkommenschaft Sorge tragen.

Den gleichen Dienst nimmt das „Ei der Dame mit dem weißen Schleier“ oder vielmehr die „weiße Dame“ selbst in Anspruch. Mit jenem grotesk poetischen Namen wird *Dictyophora phalloidea*, eine der wunderbarsten und schönsten unter den eigenartigen „Pilzblumen“ Brasiliens bezeichnet. Diese lustige Waldfee ist eine nahe Verwandte der widerlichen Stintmorchel. Sie spricht wirklich aus einem Ei, einem 2 bis 2½ Zentimeter im Durchmesser dicken, oval fughlichen weißen Körper, der, kaum daß die helle Hülle dem Auge sichtbar geworden ist, mit auffälliger Schnelligkeit sich oben aus der Erde heraus zuspitzt, dann aufplatzt und aus seinem Inneren mit einer Geschwindigkeit, wie sonst nur indische Fakire ihre Mandelbäumchen und ähnliches wachsen lassen, seltsame Gebilde sich entwickeln läßt. Man kann hier wirklich eine Pflanze „wachsen sehen“. Auf gestrecktem Stiel schiebt sich ein grünliches Hütchen ziemlich munter in die Luft heraus. In jeder Minute wächst der Stiel um einen Millimeter mehr empor. Jedoch ist dies kein Wachstum im eigentlichen Sinne des Wortes. Vielmehr werden die schon vorhandenen Bauelemente auseinandergefaltet; das schon im Eikörper vorhandene gewesene Material wird mit einer Schnelligkeit in seine Formen gebracht, daß man sogar ein leises Knistern bei diesem Prozeß wahrnimmt. Also wäre dies wirklich ein Ohrenschmaus für die gefährlichen Menschen, die schon das „Gras wachsen hören“. Das Knistern hat seine Ursache darin, daß einzelne Fäden, die den Stiel bilden, infolge des zu heftigen Aufstieghens der merkwürdigen Pflanze zerreißen.

Wenn die „weiße Dame“, die immer noch nur mit ihrem Hütchen belleidet dasteht, in ungefähr anderthalb Stunden gegen zehn Zentimeter hoch emporgeschossen ist, merkt sie schon, daß es auf dieser Welt sitzamer ist, außer dem Hut auch noch ein weiteres Kleidungsstück anzulegen. Nun beginnt sie ihre Garderobe zu vervollständigen, indem sie ein weitbauschiges Röschchen anzieht. Aber mit dieser Toilette scheint sie nur dem Prinzip verführerischer Schönen folgen zu wollen, die mehr durch ihre Robe auf ihre körperlichen Reize aufmerksam machen und mehr davon sehen lassen, als sie verhallen. Das weiße duftige Röschchen ist so fadenförmig, daß die Unwalschöne zwischen allen Fäden hindurch scheint, wie ein großmächiger Schleier weht dies reizende Netz unter dem Hut hervor. Gegen Nachmittag setzt gewöhnlich der Beginn der volleren Toilette ein. Mit einigen leisen Stößen beginnt plötzlich vor den Augen des höchlichst überraschten Beobachters unter dem aus zarten Maschen bestehenden Hütchen jener zierliche Schleier hervorzuschießen — ein Schavorn geht durch das ganze Gebilde, das Köpfchen erzittert und schwankt, und auf allen Seiten sinkt allmählich der weiß schimmernde Reifrost nieder. Gegen Spätnachmittag hat es die Schöne mit der Vollenkung ihrer Toilette immer eiliger. Sie scheint zu fürchten, nicht mehr fertig zu werden, denn ihre Anbeter werden, kaum daß die Dämmerung voll hereingebrochen ist, ihr freundlich Visite machen.

In zirka zwei Stunden nach ihrer Geburt aus dem Ei ist die „Dame mit dem weißen Schleier“ fix und fertig. Zu guter Letzt, um sich in guten Geruch zu setzen, parfümiert sie sich noch. Aber so

lebt in ihren wohlriechenden Wässern eine außerordentlich starke Sorte. Und von welcher Qualität das Parfüm ist, beweist, daß Alfred Möller, ein deutscher Botaniker, der sie vor ungefähr einem Jahrzehnt in Brasilien als Pilzblume zuerst beschrieb, als er sich einst in „traulichem Letz-a-bete mit der Schönen in seiner Studierstube befand — von dem Gestank fast ohnmächtig wurde und den Schauplatz schleunigst verlassen mußte“.

Einen geradezu feichenhaften Verwesungsgeruch verbreitet dies prachtvolle Wundergewächs um sich, und das ist gerade die richtige Witterung für die des Nachts vorbeischnurrenden Naskäfer. Ueber Hundert Meter im Umkreis duftet das pestilenzialische Parfüm, und sollte einer der Naskäfer schon auf der Nase schwach sein, so wird ihm die Schöne doch nicht entgehen, wenn er nur halbwegs brauchbare Schwerezeuge hat. Die seltsame Blume hat nämlich auch eine Laterne ausgehängt, ihre ganze Gestalt phosphoresziert in grünlichem Leuchten die ganze Nacht hindurch bis in den Morgen hinein.

Dann aber, wenn die geflügelten Gäste sich reichlich an dem klebrigen Schleim gütlich getan haben und sich kräftig bei dieser nächtlichen Orgie beschnitten, ist es schon beim Morgenlicht mit der ganzen Herrlichkeit zu Ende. Altersmüde und verrunzelt sinkt die „weiße Dame“ ineinander. Die letzten Tropfen der Lachspeise sichern wie Tränen vom Hut herab auf den schimmernden Schleier; der Kopf fällt schlaff zur Seite und wenn die Sonne ihre ersten Strahlen ins Urwald Dunkel hinabprühen läßt, treffen sie nur noch ein mißfarbenedes Häufchen verwesenden Schleims, A. R.

Kleines feuilleton.

Harakiri. Die alte durch die Religion des Bushido geheiligte Selbstmordform des Harakiri ist in modernen Japan nach den Vorschriften des Strafgesetzes und nach den Anschauungen der Wissenschaft eine überlebte und verpönte Sache. Die Behörden eifern dagegen als ein Unrecht und die Professoren schreiben dagegen als einen finsternen Aberglauben. Welche Macht aber dieser wilde und barbarische Brauch auch heute noch im Lande der aufgehenden Sonne über die Gemüter besitzt, das zeigt der Tod, den sich Graf Nogi und seine Frau selbst gegeben haben. Einige wenige Männer waren ihm in dieser Hingabe für den Herrscher bereits vorausgegangen; ein Kaufmann hatte sich sogar während der Krankheit des Kaisers getötet, damit seine Seele an Stelle des erhabenen Herrschers vom Schidial angenommen werde. Das Harakiri ist ein Brauch, der in Japan der Telephone und Flugmaschinen noch unerschütterlich fortbesteht. Wald begehrt ein Stationschef an der Eisenbahn Harakiri, weil der Zug des Milado ohne sein Verschulden 10 Minuten Verspätung hat, dann wieder eine Geisha, die sich in ihrer Ehre verletzt glaubt. In früheren Zeiten war das Harakiri ein unantastbares Privileg der Samurai (Mitter), von denen Nogi abstammt, die dadurch das Recht erhielten, die über sie verhängten Todesurteile selbst zu vollziehen. Dem Verurteilten wurde Ort und Stunde seines Todes angekündigt und nur als Zeugen wohnten einige Beamte der feierlichen Todeszeremonie bei. In einem weiß ausge schlagenen Tempel versammelten sich dann die Freunde des Todgeweihten und im weißen Trauergewande erschien der Verurteilte. Vor ihm auf einem zierlichen weißen Tisch lag das Schwert, sorglich in weißes Pergament gewickelt, so daß nur einige Zentimeter der scharfen Spitze freibleiben. Mit feierlicher Gebärde setzte der Verurteilte sich nieder, langsam und gemessen schlägt er sein Gewand zurück und greift dann zum Stahl. Ein Freund von ihm, der das Ehrenamt des Sekundanten übernommen, der Kaifaku, steht hinter ihm. Und während der Verurteilte mit dem spitzen Stahl sich den genau 20 Zentimeter langen traditionellen Schnitt beibringt, gibt er dem harrenden Freunde ein Zeichen. Der Sekundant hebt seine Waffe und einen Augenblick später rollt das Haupt des Verurteilten zu Boden und das weiße Gewand rötet sich mit warmem Blute. Noch 1871 starben die Verurteilten Samurai auf diese Weise. In drei Fällen besteht der japanische Ehrentod das Harakiri: um der Entehrung zu entgehen, um einen Freund zu retten oder als Akt der Sühne und des Opfers, als Zeichen der Treue über den Tod hinaus. Auch als Protest ist dies Mittel öfters angewandt worden. So begingen 40 japanische Offiziere nach dem japanisch-chinesischen Kriege, als Japan unter dem Druck der Mächte den Preis seines Sieges, die Liautung-Halbinsel, Rußland überlassen mußte, Harakiri, um so durch ihren Tod gegen die Nachgiebigkeit zu protestieren, die sie als Feigheit empfanden. Ein Schimmer der Bewunderung und des Ruhmes umschwebt die Selbstmörder, die auf diese Weise geendet, ihr Andenken erscheint geheiligt und in einer viel leuchtenderen Gloriole, als das berühmte Selbstmörder des Abendlandes, eines Sokrates, Cato, Brutus und Senecas. Im Volk gehen die Erzählungen von den durch Harakiri Gefallenen von Mund zu Mund und die berühmteste dieser Geschichten, die von den 47 Ronin, kennt jedes Kind. Dieser bewundernswürdige Vorfall, der sich am 31. Januar 1703 ereignete, war veranlaßt durch den Untergang eines Edlen Asano, den der Samurai Kiras ins Verderben gestürzt hatte. 47 der Krieger Asanos, die durch den Tod ihres Führers zu herrenlosen Soldaten, zu Ronin, geworden waren, drangen zwei Jahre später in das Haus Kiras, töteten, was

sich ihnen entgegenstellte, und schlugen dem Feigling, der nicht den Mut fand, sich selbst das Leben zu nehmen, den Kopf ab. Dann zogen die 47 in guter Ordnung zum Sengakubi-Tempel; das Volk jubelte ihnen zu, Blumen und Liebesgaben begleiteten sie bis zur Tempelpforte. Dort erwartete sie der Pfriester, auf Asanos Grab wurde feierlich das abgeschlagene Haupt Kiras gelegt. Und dann, mit allen Zeremonien, verübten die 47 Harakiri.

Aus der Natur.

Die „Lebenden“ und die „toten“ Dünen. Das Gerannachen von Wanderdünen bedeutet für die betreffenden Ortschaften bekanntlich ein größeres Unheil als Stürme oder Ueberschwemmungen, da ihre Opfer langsam aber sicher der vollkommenen Vernichtung anheimfallen. Nach einer Sturmflut wird ein Dorf wieder ausblühen können, schwerlich jedoch, wenn es bis zum Turm seiner Kirche im Sand begraben worden ist. Obwohl nun bereits vor zwei Jahrhunderten die Bekämpfung der Wanderdünen durch den Franzosen De Ruhat mit bestem Erfolg aufgenommen war, ist dessen Methode unbegreiflicherweise nach seinem Tode wieder in Vergessenheit geraten. Das Verfahren bestand darin, daß De Ruhat Niesern auf den Sandhügeln von La Teste, einer Stadt in der Gironde, pflanzte, wodurch der treibende Sand befestigt wurde. Dann und wann machte man wohl Anstalten, der Angelegenheit wieder größeres Interesse zuzuwenden; so war es Bremonter, der sich 1787 eingehend damit befaßte; die Revolution legte jedoch seine Bemühungen brach. Erst im Jahre 1801 beschäftigte sich die französische Regierung von neuem damit, und gegenwärtig bekämpfen alle zivilisierten Nationen die Dünen mit dieser Methode.

Es ist festgestellt worden, daß Dünen bis zu 15 Fuß Höhe bei besonders starkem Wind täglich um mehr als 3 Fuß sich vorwärts bewegen. Man kann dabei die Beobachtung machen, wie der Sand in parallelen kleinen Wellen über die Abhänge weht, um sich an den Ausläufern als Staub zu zerstreuen. Die Düne „raucht“, sagt das Volk zu diesem Vorgang. Um der dadurch entstehenden Vorwärtsbewegung Einhalt zu tun, ist es notwendig, diese leichten Abhänge der Dünen zu befestigen; das geschieht, indem man gewissermaßen einen Pflanzenteppich darauf entstehen läßt. An der Nordküste Frankreichs findet für diesen Zweck hauptsächlich ein krautartiges Gewächs mit fadenartigen Wurzeln (Ammophila arenaria) Verwendung. Man kann diese Pflanzen entweder aus dem Samen ziehen, oder auch die ganzen Gewächse einsehen, und zwar geschieht dies in parallelen Reihen auf den Abhängen der Dünen. Die Arbeit wird meistens von Frauen verrichtet, die für das Einsetzen von je 1000 Pflanzen etwa 1,50 M. bekommen; hierbei ist das Ausgraben aus ihrem ursprünglichen Standort mit eingegriffen. Im Durchschnitt vermag eine Frau pro Tag 2000 bis 2500 Pflanzen auszugraben und neu einzusetzen, was einen Tagesverdienst von etwa 3 bis 4 M. bedeutet. Die in solcher Weise befestigten Dünen werden „tote Dünen“ genannt, während man solche, die bei jedem Wind ihre Form verändern, als „lebend“ bezeichnet. Das Bepflanzen der Wanderdünen geschieht hauptsächlich im Frühjahr und Herbst.

Physikalisches.

Elektrische Regenbildung. Jeder aufmerksame Beobachter wird schon bei einem Gewitter die Wahrnehmung gemacht haben, daß nach mehreren heftigen Donnerschlägen, die in der Gegend des Zenith erfolgten, plötzlich besonders große Regentropfen niederstürzten. Professor Nipher, ein hervorragender amerikanischer Forscher, der sich schon seit einer Reihe von Jahren den elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre zugewandt, hat dieser bisher unerklärten Tatsache seine Aufmerksamkeit gewidmet und bietet jetzt eine Erklärung dafür. Jede elektrische Entladung in der Luft geht an einem Ende in leuchtende Schichtflächen, am andern in Verzweigungen aus. In dem geschichteten Teil haben die Luftmoleküle eine geringere Ladung als gewöhnlich, und in diesem Gebiet befindet sich die Luft in einem leitenden Zustand für die Elektrizität, weshalb sich das Funkenband unbestimmt in allen Richtungen verbreitet. Auf photographischen Platten kann dieser Vorgang leicht künstlich hervorgerufen werden. An dem andern Ende, wo sich die Entladung in mehrere Zweige teilt, ist im Gegenteil ein Gebiet vorhanden, in dem die Luftteilchen übermäßig geladen sind und die Elektrizität daher nicht leiten. Der Blitz muß sich daher verzweigen, um die Luft an verschiedenen Stellen zu durchdringen. Die Äste gleichen, wie sich gleichfalls im Experiment nachweisen läßt, den Zuflüssen eines größeren Stroms. Ist nun diese Luftschicht mit Regentropfen angefüllt, so können diese doch nicht niederfallen, da sie sich infolge der überstarken elektrischen Ladung gegenseitig abstoßen und dadurch schwebend erhalten. Nach dem Durchschlagen der Blitzfunken aber verliert ein beträchtlicher Teil der Tropfen ihre negative Ladung, während der übrige Teil sie behält. Infolgedessen entsteht zwischen diesen beiden Gruppen von Regentropfen eine Anziehung, sie vereinigen sich innerhalb einer unmerkbar kurzen Zeit und stürzen nun zur Erde nieder, da ihr Gewicht zu groß geworden ist, um ihr weiteres Schweben zu gestatten. Das verzweigte Ende des Blitzes ist übrigens gewöhnlich in der Wolke verborgen, während sich das andere meist über der Wolke befindet.